

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

181

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

„Hätt' ich auch nicht getan, wenn ich nicht so aufgeregt gewesen wäre, und daran bist du schuld mit deiner ebenso verrückten als ungerechtfertigten Szene,“ fuhr er sie an.

„So ungerechtfertigt?“ schrie sie empört; „wenn Ihr euch in den Armen liegt und sie dich nicht einmal in meiner Gegenwart loslassen will?“

„Weil sie halb verrückt war vor Angst,“ entgegnete er. „Sie rief um Hilfe, und wie ich hineinkomme, sieht sie da, ganz in die Tischdecke verwickelt, ein Messer in der Hand; ich wußte nicht, was los sei, half ihr nun die Decke wegbringen und sie umklammerte mich und jammerte fortwährend. Da kamst du und ...“

„Herrgott, ja freilich,“ rief Frau Betti, sich an die Stirn schlagend; „ich hab' ja den Menschen durch den Garten laufen sehen ohne Hut in dem Regen — wo ist er denn, was war denn mit ihm?“

Auch Kienholz gedachte jetzt des unbekannten Gastes und erschraf. „Der Graf!“ murmelte er. „Er wird doch kein Schwindler gewesen sein?“

„Nein, sonst etwas,“ spottete Frau Betti. „Dich natürlich hat die Furcht, Amalie zu verlieren, kopflos gemacht, und da gehst du jedem Spitzbuben auf den Leim.“

„Er war doch ein Bekannter von Emma; recht hübsch, wenn sie solche Bekannte hat!“ höhnte er.

„Ein Bekannter von Emma!“ entgegnete sie hitzig.

„Hat sie ihn begrüßt? Sie ist ja gar nicht zu Hause. Der Schwindler hat einfach ausgefundschaftet, daß wir Logierbesuch haben und hat die Namen erfahren, was ja kein Kunststück ist. Er mag wohl Emma und Gustav unterwegs begegnet sein und hat sich deren Abwesenheit hier gleich zunutze gemacht.“

Kienholz hielt sich den Kopf. „Aber da müssen wir doch nachsehen, was geschehen ist,“ schrie er und eilte hinaus, seine Gattin folgte dem Beispiele.

Bald war das ganze Haus in Alarm; einem jeden fiel irgendein Gegenstand ein, den er für wertvoll hielt, und den er richtig nicht fand. Außer Kienholz wußte niemand so recht, wo sich eigentlich der Fremde aufgehalten habe, und in welches Zimmer er gekommen sei; so suchten sie überall und machten eins das andere verrückt. Mariechen wollte etwas suchen und verlangte den Schlüsselbund von der Mutter; die fand ihn nicht und erinnerte sich plötzlich ganz genau, daß sie ihn im Verandazimmer habe liegen lassen.

Und da fing sie an zu jammern, daß nun alles verloren sei, der Dieb habe freies Spiel, er habe alle Schlüssel des Hauses in der Hand und könne kommen, wann er wolle, und könne alles, alles nehmen; und er werde gewiß kommen mit ein paar Spießgesellen und wer weiß, ob sie nicht alle ermordet würden. Das alles hatte auch Frischchen gehört und er hatte merkwürdigerweise gar nichts gesagt; nur seine Fäuste hatte er grimmig geballt und dann war er mit ernstster Miene davongetrabt.

Eben als Frau Kienholz wieder einmal die Treppe hinaufsteigen wollte, trat ihr Liebhardt in den Weg, der von oben herunterkam.

„Bitte, auf ein Wort, Frau Kienholz,“ sagte er freundlich. „Ich bin seit einer Viertelstunde der erklärte Bräutigam Ihrer Nichte und betrachte mich somit zu-

recht als ihren Verlobten.“ Er erzählte ihr nun die Geschichte seiner Tätigkeit als Arzt bei Edith in der Form, wie sie Amalien dargestellt worden war, und bat sie, ihrem Manne mitzuteilen, daß Frau Amalie von dem Scherz bereits unterrichtet sei.

Frau Kienholz verstand den feinen Takt Liebhardts wohl zu würdigen und sie ergriff dessen Hand und drückte sie herzlich.

„Ich danke Ihnen, Herr Liebhardt, und ich wünsche Ihnen auch recht herzlich Glück zu Ihrer Verlobung; unser Dithchen ist ein süßes, gutes Dingelchen, aber die Zugabe, Herr Liebhardt, die Zugabe!“

Er lachte. „So schlimm ist's nicht,“ sagte er gemüthlich. „Sie ist 'ne gute Frau, nur so 'n bißchen tragisch. Sie macht nichts wie andere Menschen, immer so, daß es großartig oder schrecklich oder sehr schön aussieht, na eben, als ob immer tausend Leute zusähen.“

„Glauben Sie, daß es nur so wegen des Effekts ist, wenn sie irgend etwas sagt oder tut?“ fragte Frau Betti rasch.

„Na gewiß,“ versicherte er.

„Dann habe ich ihr vielleicht heute doch unrecht getan?“ sagte sie halb für sich.

„Ich hoffe, wir feiern das Verlobungsfest doch alle miteinander im schönsten Frieden,“ meinte er lächelnd, schüttelte ihr noch einmal die Hand und ging.

Sie blieb einige Sekunden sinnend auf der Treppe stehen. Die Reue wallte in ihr jetzt so rasch auf wie früher der Zorn; mit schnellem Entschluß eilte sie die Stufen hinauf und pochte an Amaliens Thür; ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie ein.

Amalie erhob sich mit der Würde einer Königin.

„Du kommst, um mir die Gastfreundschaft zu kündigen, die du ohnedies schon verlegt hast; ich gehe und wäre schon gegangen, wenn mein Sohn mich nicht aufgehalten hätte.“

„Ach Unsinn!“ sagte Frau Kienholz, energisch den Kopf schüttelnd; jetzt, mit ruhigem Blick, sah sie das Gemachte in Amaliens Würde.

„Ich komme im Gegenteil, dich um dein Bleiben zu bitten; ich sehe es ja ein, ich war zu rasch, aber der Schein war gegen dich, das mußt du selbst zugeben.“

„Hätte ich im Augenblick der Todesangst an Etikette denken sollen?“ fragte Amalie. „Mein Leben war bedroht und ich suchte Schutz ...“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach sie Betti; „aber vorhin habe ich das nicht gewußt und wenn man den eigenen Mann so ...“ Sie hielt inne aus Rücksicht auf Edith. „Du als Künstlerin solltest das begreifen, gewiß hast du so etwas schon dargestellt, eine Frau, die ihre Rechte verteidigt.“

„Gewiß verstehe ich das,“ entgegnete Amalie schon halb verächtlich. „Aber du wirst wohl einsehen, daß ich eine-

„ungerechte Beschuldigung nicht auf mir sitzen lassen kann.“
„Deshalb bitte ich Sie ab und will's später noch
feierlicher tun, aber jetzt, jetzt bin ich außer mir; der
Räuber hat alle Schlüssel mitgenommen, wir sind wie auf
freiem Felde da. Was hat er denn zu dir gesagt, was
hat er mit dir getan?“

Frau Amalie erzählte mit fliegender Hast und malte
alles noch viel schrecklicher aus; sie erinnerte sich an das
grausame Hohnlächeln, an den tödlichen Blick des Räu-
bers, an alles mögliche; nicht etwa, daß sie mit Absicht
log, sie glaubte alles selber.

„Gott im Himmel,“ rief sie endlich, „gibt's denn hier
keine Polizei, keine Gendarmen, wir müssen Schutz haben,
Militär, wenn's not tut. Warum habe ich meinen Sohn
ziehen lassen, warum hast du ihn nicht zurückgehalten?
Wo sind Männer, wo sind Helden, die uns schützen und
retten?“

„Mama, Tante!“ rief Edith, „verliert doch nicht den
Kopf! Räuberbanden gibt's doch wohl hier nicht und
überhaupt ist's ja heller Tag, und bis zum Abend Zeit
genug, alles zu überlegen. Jetzt gilt's erst genau nachzu-
sehen, was eigentlich geschehen oder weggenommen ist; die
Schlüssel sind vielleicht bloß verlegt.“

„Ach Dithchen, was bist du ein besonnenes goldenes
Mädchen!“ rief Frau Betti. „Dir soll ich noch gratulieren,
daß spare ich aber auch auf später, bis ich's mit Ruhe tun
kann. Jetzt muß ich unten zum Nachten sehen.“

Damit enteilte sie; von unten kam ihr Mimi schon
entgegen: „Mama, ich hab' die Schlüssel gefunden, sie
hängen an Papas Kleiderschrank.“

„Gott sei Dank, jetzt ist die Hauptsache gerettet,“ ent-
gegnete sie mit einem Seufzer der Erleichterung, dann
eilte sie zu Kienholz, um ihn bezüglich Diebhardts zu be-
ruhigen.

Unterdessen war Fritschen nicht müßig gewesen. Zu-
nächst begab er sich in die Küche zu Trine, die bis jetzt
im Gemüsegarten gewesen war und von dem ganzen
Kummel noch nichts wußte.

„Trine, lassen Sie das Kochen nur gleich stehen, jetzt
gibt's Notwendigeres zu tun,“ sagte er befehlend.

„Na, was ist denn los, Fritschen?“ fragte sie scherzend.

„So, das wissen Sie noch gar nicht? Eine Räuber-
bande wird uns heute Nacht überfallen, alle Schlüssel im
Haus sind gestohlen, sie können überall hinein,“ sagte er
ernsthaft. „Wir müssen uns vorsehen.“

„Ach geh doch, erzähl' deine Räubergeschichten wo
anders, ich habe keine Zeit dafür,“ murzte sie.

„So, Räubergeschichten?“ ereiferte er sich. „Na, so
hörchen Sie doch ein bißchen, wie die Mama schreit, sind
das bloß Geschichten?“

Er schob sie zur Türe hinaus, sie gehorchte und hörte
laute Stimmen und Schlägen mit den Türen; Fritsch zog sie
wieder hinein und sie ließ es in ihrem Schrecken willenlos
geschehen.

„Ja, mein Jung, nun erzähl's mal ordentlich, was
ist denn eigentlich los?“ fragte sie. Nun fing Fritsch an,
zu erzählen. Ein Graf ist dagewesen, das heißt, er hat
gesagt, er sei ein Graf, dann hat er die Tante Amalie tot-
schrecken wollen, aber weil sie geschrien hat, ist er davon-
gelaufen und hat alle Schlüssel mitgenommen. Und die
Mama hat gesagt, daß er heut' in der Nacht mit seiner
ganzen Bande kommen und uns alle umbringen wird.“

„Herrgott, Jung, und das sagst du nur alles so?“
jammerte sie und sank vor Schreck auf die Kohlenkiste
nieder. „Aber warum schickt denn die Mama nicht ins
Dorf?“

„Ja, das wäre das Rechte,“ rief Fritsch, der vor Eifer
glühte. In seiner Phantasie waren all die Indianerge-
schichten, die er gelesen, lebendig geworden, er sah sich und
die seinen in einer furchtbaren Gefahr und er wollte der
Held sein, der sie durch seinen Mut und seine Schlaueit
daraus errettete, genau so, wie es in den Geschichten stand.

„Wir sind doch selbstverständlich schon umstellt,“ fuhr
er wichtig fort. „Wenn wir einen Boten abschicken, so
wird er abgefangen und vielleicht getötet, und wenn dann
alle Männer aus dem Hause sind, dann kommen sie in der
Nacht und morden und brennen.“

Ein Angstschrei aus Trines Kette unterbrach ihn.
Fritschens lebendige Schilderung hatte auf sie so eingewirkt,
daß sie das Messer des Räubers an ihrem Halse fühlte.

„Doch auf, um Gotteswillen, doch auf!“ sagte sie
„So schlimm wird's ja doch nicht werden.“
„Es wird so schlimm,“ versicherte Fritsch, „aber ich
werde euch retten.“

„Du? Ach, du armes Bärmdchen du,“ meinte Trine
mitleidig.

Aber da stieg Fritschen in die Höhe.

„Meinen Sie, weil ich noch nicht ganz groß bin?“
fragte er entrüstet. „Dafür bin ich zehnmal klüger als alle
im Haus.“

Trine schüttelte den Kopf über diese bescheidene Aeuße-
rung.

„Sie sollen nicht den Kopf schütteln, sondern tun, was
ich sage,“ befahl er streng. „Tragen Sie das Waschlapp
herein und füllen Sie es mit reinem Wasser an, auch die
Badewanne.“

„Ja, wozu denn das?“ fragte Trine, die sich von ihrem
ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte und deren Ge-
hirn wieder zu funktionieren begann. „Zum Feuer-
löschchen?“

„Nein, zum Trinken,“ erklärte Fritsch. „Wenn sie uns
in der ersten Nacht nicht klein kriegen, so werden sie uns
belagern, und wir haben den Brunnen doch nicht im
Hause. Seien Sie dann so gut, und nehmen Sie das
Wasser nicht zur Wäsche wie der dumme Tommy im „Si-
gismund Klüftig“. Denn wenn ich euch alle dann Durst
leiden sähe, dann ginge ich doch hinaus zum Brunnen
und die Räuber würden mich dann mit ihren Pfeilen
durchbohren.“

Trine schüttelte immer heftiger den Kopf. „Wie du
dir das denkst, Fritsch, so ist das nicht; das ist nur so in
den alten Geschichten von den Wilden, aber jetzt machen sie
das ganz anders.“

„Und wie machen sie's denn jetzt?“ fragte Fritsch halb
ärgerlich, halb neugierig.

„Na, weißt du,“ erzählte Trine wichtig, „da läuten
sie an, und wenn das Mädchen durchs Guckloch schaut,
dann sagen sie: „Ich bin der Gasometer!“ Und da macht
das Mädchen auf, und ehe sie noch sehen kann, ob es wirk-
lich der Gasometer ist, greift er in die Tasche, nimmt eine
Hand voll Sand und wirft ihn ihr in die Augen; dann
stopft er ihr ein Taschentuch in den Mund und da weiß
sie nicht, soll sie erst in die Augen oder in den Mund grei-
fen; während sie sich's überlegt, nimmt er einen Strick
und bindet sie zusammen, und dann stiehlt er, was er will.“

Fritsch hatte gespannt zugehört. „Und,“ fragte er end-
lich zögernd, weil er seine Unwissenheit nicht gerne einge-
stand, „was ist denn eigentlich so'n Gasometer, daß man
ihm gleich aufmacht?“

Trine blähte sich förmlich auf vor Stolz. „Das ist doch
der Mensch, was das elektrische Licht macht und die Tür-
klingeln und die Löcher, wo man hineinreden kann, daß
sie's bis nach Amerika hören.“

Er starrte sie unglaublich an. „Ja, woher wissen Sie
denn das alles?“ fragte er erstaunt.

„Nu, die Guste, was meine Freundin ist, die ist doch in
Berlin, und da hat sie mir's erzählt, wie sie einmal zu Be-
such daheim war,“ erklärte sie.

„Hat die auch ein Gasometer umbringen wollen?“

„Das nicht, nur erzählt hat sie mir von dem Licht und
den Sachen, die bei ihrer Herrschaft sind; das von den
Schwindlern und Dieben, das weiß ich aus der Zeitung.
Weißt du, Fritsch,“ fügte sie gönnerhaft hinzu, „wenn du
artig bist, erzähle ich dir hier und da mal was aus der
Zeitung, da lernst du viel lernen.“

Fritsch gab keine Antwort. Er schien stark mit seinen
eigenen Gedanken beschäftigt. Nach einer Weile meinte er:
„Wir haben ja kein solches Licht und keine Löcher, da
kann er auch nicht sagen, er ist der Gasometer, also muß
er doch anders kommen; aber ich weiß schon, was ich tue!“

Er nickte geheimnisvoll mit dem Kopf und ging hin-
aus, während Trine ihrerseits sich sofort in den Wirt-
schaftshof begab, um den dort anwesenden Diensthenten
die aufregende Neuigkeit zu berichten. Sie wußte zwar
selber nur, was sie von Fritsch erfahren hatte, aber das ver-
schlug nichts; ihre Phantasie hätte auf jeden Fall alles
entsprechend ergänzt; wozu denn sich erst um die Wahrheit
oder irgend welche Einzelheit erkundigen? Und zehn Mi-
nuten später flüsternte der Jörg der Dore im Stalle zu,
daß die „Amerikanische“ von einem Prinzen, dem sie ein-
mal beinahe das Herz gebrochen hatte, erdolcht worden sei:

er habe sie aber nicht ganz so gemacht, weil sie um die
geschrien habe, er sei davon geritten, habe aber geschworen,
daß er in der Nacht mit seinen Rittern wiederkommen und
sie entführen werde, wenn er auch alles niedermeßeln und
verbrennen müsse. Es würden in aller Stille Vorbereitun-
gen zur Gegenwehr gemacht, man dürfe aber nicht tun,
als ob man etwas wüßte, die Trine habe es nur zufällig
erlaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Das größte Sprachgenie aller Zeiten.

Von Dr. Ernst Wilms.

(Nachdruck verboten.)

Es sind jetzt mehr als 65 Jahre verflossen seit dem
Tode eines Mannes, dessen besondere Fähigkeit, sich fremde
Sprachen in unglaublich kurzer Zeit anzueignen, einst in
der ganzen Kulturwelt berechtigtes Aufsehen erregte. Wenn
wir schon das Genie Schlemmings bewundern, der sich ein
Duzend und mehr Sprachen zu eigen gemacht hatte, oder
das große Talent jenes armen Bauern in der sächsischen
Oberlausitz, Gelansty, welcher sieben Sprachen fertig las
und sprach und in einunddreißig anderen sich wenigstens
ziemlich gut auszudrücken wußte, was sollen wir dann erst
zu einem Sprachgenie wie dem Italiener Giuseppe Mezzo-
santi aus Bologna sagen, welcher nach einer Quelle 58,
nach einer anderen sogar 78 Sprachen gesprochen hat! Dar-
auf, ob 58 oder 78, kommt es wenig an, da auch die erstere
Zahl schon groß genug ist. Wer da weiß, wie schwer es ist,
auch nur eine einzige fremde Sprache richtig zu lernen
— besonders wenn man das betreffende Land nicht selbst auf-
suchen kann —, der wird ohne weiteres zugeben, daß man
es hier mit einem wahrhaft phänomenalen Sprachtalent
zu tun hat.

Giuseppe Mezzosanti wurde am 17. (oder 19.) Sep-
tember 1774 zu Bologna als Sohn eines einfachen Mannes,
Franz Mezzosanti, geboren. Ein Freund seiner Eltern,
der Vater Respighi, erkannte frühzeitig die reichen geistigen
Fähigkeiten des Knaben; vor allem fiel ihm das erstaun-
liche Gedächtnis desselben auf. Wiederholte ihm der kleine
Knabe eines Tages die Namen aller Straßen der Stadt,
die ihm der Vater auf einem Spaziergange einige Tage
früher genannt hatte. Das gleiche war der Fall mit den
Namen der Paläste, der 70 Kirchen, sowie der Kirchenväter
und Päpste. Diese Erfolge ermutigten den Vater, dem
Knaben lateinischen Unterricht geben zu lassen. Das Er-
wartete geschah: Giuseppe eignete sich mit beispielloser Lei-
chtheit den reichen Wortschatz der ihm bis dahin völlig
fremden Sprache an. Was er gehört und gelesen, war auch
schon unausstichbares Eigentum seines Gedächtnisses. Na-
türlich schwärmte der wackere Vater davon, seinen Schüler
und Liebling zu einem Gelehrten auszubilden; der Vater
des Knaben aber wollte im Hinblick auf die notorische
Armut der damaligen Gelehrten hiervon nichts wissen und
hätte seinen Sohn lieber für ein einträgliches Handwerk er-
zogen. Der Priester ließ indessen nicht eher nach, bis
die Bedenken des Vaters überwunden waren. So kam
Giuseppe in die öffentliche Schule, wo er sich nicht nur
in sittlicher und moralischer Hinsicht als Musterjüngling be-
währte, sondern auch so großartige Fortschritte machte,
daß er alle seine Mitschüler hinter sich ließ.

Als Giuseppe 16 Jahre alt war, beschloß er, sich dem
Priesterstande zu widmen. Nachdem er das Seminar zu
Bologna besucht hatte, empfing er im September 1797
die Priesterweihe. Schon damals beherrschte er außer der
lateinischen die griechische, hebräische, deutsche, französi-
sche, arabische sowie mehrere andere Sprachen; daher er-
hielt er einen ehrenvollen Ruf an die Universität, wo er
Vorlesungen über die arabische Sprache hielt. Sein Ein-
kommen war allerdings nur klein, es belief sich anfäng-
lich auf 100 Taler jährlich; den jungen Gelehrten befrie-
digte es indessen vollkommen, er lebte nur seiner Wissen-
schaft und suchte vor allen Dingen seinem Orange, sich
immer mehr fremde Sprachen anzueignen, Genüge zu tun.
Da man aber eine fremde Sprache niemals vollkommen
richtig am Studiertisch lernen kann, so benutzte der Ge-
lehrte die sich in jener Zeit in großer Zahl bietenden Ge-
legenheiten, die Sprachen direkt von Angehörigen der be-
treffenden Länder zu lernen. Der Krieg mit Frankreich

veranlaßte ihn, seinen Aufenthalt in das französische
Lager, daher lag auch Mezzosanti in allen europäischen
Nationen in seinen Räumen: Franzosen, Österreichern,
Holländern, Spaniern usw.; von ihnen sollte den in den Kapa-
retten untergebrachten Verwundeten erlernte Mezzosanti die
betreffende Sprache oder erwarb sich, wenn er dieselbe
schon beherrschte, die durch die Konversation zu erzie-
gende Bekanntschaft des Ausdrucks und die Kenntnis der ge-
läufigsten Redeformen. Gleichzeitig bewährte sich in dieser
traurigen Zeit der Segen seines Genies auf das herzu-
lichste: er vermochte es, dank seiner Kenntnisse, den Kranken
und Verwundeten in den Lazaretten in ihrer Muttersprache
Tröst und Beruhigung zu spenden. Auch von den in Bo-
logna sich aufhaltenden Ausländern profitierte er viel;
er beherrschte mit der Zeit nicht nur die Sprachen des
römischen Sprachstammes, sondern auch Walachisch und die
Sprache der Gigeuner. Das Deutsche sprach er z. B. mit
so großer Gewandtheit, daß ein geübtes Ohr dazu gehörte,
den Ausländer in ihm zu erkennen.

1804 wurde er zum Professor der griechischen und
morgenländischen Sprachen an der Universität ernannt.
1812 übertrug man ihm außerdem noch das Amt des
Bibliothekars an der großen Bibliothek seiner Vaterstadt,
eine Stellung, die ihm noch mehr als bisher die Mög-
lichkeit zur Erweiterung seiner eminenten Sprachkenntnisse ge-
währte, da sie ihm nicht nur Bücher aller Art, zur Be-
sichtigung stellte, sondern ihn auch mit den zahllosen Frem-
den aus allen Ländern in Verkehr brachte, welche die be-
rühmte Bibliothek zu sehen kamen. In ganz Europa ver-
breitete sich allgemach der Ruhm Mezzosantis; fremde Mo-
narchen, wie der Kaiser von Rußland, ließen sich ihm
vorstellen, ausländische wissenschaftliche Gesellschaften er-
nannten ihn zum Ehrenmitglied, wie die kaiserlich russische
Akademie und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig; der
Papst berief ihn zu wiederholten Malen nach Rom, um
dem großen Gelehrten ein seiner Kenntnisse würdiges Amt
übertragen zu können. Lange konnte sich Mezzosanti von
seiner geliebten Vaterstadt und seiner Bibliothek nicht
trennen. Endlich konnte er sich der ehrenvollen Berufung
nicht mehr entziehen; er wurde zum Domherrn, sowie
zum ersten Kustos der Vatikanbibliothek ernannt und bald
darauf zum Kardinal erwählt. „Es kostete mich eine völlige
Belagerung, Mezzosanti zu gewinnen,“ äußerte später oft
scherzend Papst Gregor XVI.

Durch seine Sprachkenntnisse leistete der neue Kardinal
der katholischen Kirche hochbedeutende Dienste. Er leitete
die Studien der Missionare, nahm die Prüfungen derselben
vor, hörte und beurteilte während des Sprachenfestes zu
Rom die Vorträge der in Nationaltracht anwesenden Bög-
linge der Propaganda und war zugleich der Weisheitsvater
aller in Rom befindlichen katholischen Ausländer. Eine
lange und schwere Krankheit überstand er glücklich und er-
reichte, trotzdem er bis in sein hohes Alter fortfuhr, mit
unermüdlichem Fleiß zu wirken und zu lernen, fast das
78. Jahr. Er starb 1849 auf der Höhe des Ruhmes und
der Ehren, wegen seiner Gelehrsamkeit beneidet, wegen
seiner Bescheidenheit, Milde und Lebenswürdigkeit geliebt.
Von seiner Persönlichkeit entwirft der Dichter Frankl das
folgende Bild: Er war ein nicht hoher, etwas bleicher
Mann, in violetter bis an die Knöchel reichendem Unter-
kleide, über welches ein weißes Chorhemd bis an die Knie
herabhäng. Er schritt rüstig, fast hastig, und entgegen.
Sein vierediges, violettes Köppchen hielt er in seiner Hand.
Seine Gesichtszüge waren lebhaft, aber fast bleich; seinen
Mund umzude ein ihm eigentümliches Lächeln. Neben
seinem Sprachgenie besaß er die Gewandtheit, mit großer
Sicherheit sofort an der Physiognomie der zu ihm Treten-
den ihre Nationalität, ihr Vaterland zu erkennen. Sein
ganzes Wesen aber war Leutseligkeit und Liebe.

Sein phänomenales Sprachgedächtnis blieb dem seltenen
Manne bis in sein hohes Alter treu. „Er war ein
wahres Sprachwunder,“ sagt Buxa von ihm, „und dabei
ohne alle Anmaßung. Ich habe ihn mit gar manchen
Sprachen in Versuchung setzen wollen, er aber hat mich mit
meiner eigenen Muttersprache in die Enge getrieben.“ Von
seiner Sprachfertigkeit zeugen eine ganze Reihe von Anek-
dotten, von denen wir hier nur ein paar erwähnen wollen.
Der russische Kaiser unterhielt sich eines Tages zugleich
in russischer und polnischer Sprache mit ihm. Mezzosanti
antwortete gewandt in beider Sprachen, so daß der Zar

aus dem Lande, das in dem Kriege 1914/15 eine so traurige Rolle spielt, hat eine überaus blutige Vergangenheit hinter sich. Kaum ein Streik größerer Art zwischen europäischen Machthabern hat das unglückliche Land vor grauenhafter Heimsuchung bewahrt, und im ganzen belgischen Volke lebt eine Angst vor Kriegen, von der man sich in anderen Ländern keine Vorstellung machen kann.

Eine der traurigsten Zeiten für das unglückliche Land war jene, die sich mit dem Namen Egmont verknüpfte. Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Savre, dessen tragisches Ende Goethe — freilich mit vielen Abweichungen von der Geschichte — in seiner Tragödie „Egmont“ behandelt hat, war am 18. November 1522 geboren, hatte sich 1544 mit Sabine von Bayern vermählt und leistete zuerst Kaiser Karl V. und später dessen Sohne, König Philipp II. von Spanien, wesentliche Dienste im Kriege wie im Frieden. Philipp ernannte ihn, nachdem er in den beiden Schlachten von St. Quentin und Gravelingen wesentlich zum Erringen des Sieges beigetragen hatte, zum Statthalter der Provinzen Flandern und Artois.

In den nun beginnenden niederländischen Unruhen näherte sich Egmont der Partei der Unzufriedenen und ward bald aus dem Hofmann ein Mann des Volkes. Als Sprecher der niederländischen Adelsopposition ging er 1565 persönlich nach Madrid, wurde dort zwar mit Gnadenbezeugungen überhäuft, konnte aber keine wirklichen Konzeptionen von dem Monarchen erwirken. Die Erbitterung in den Niederlanden stieg dadurch noch höher; die unzufriedenen Großen stifteten den Gassenband und überreichten der Statthalterin Margarethe von Parma am Regierung teilgenommen; als aber nun die Unruhen und 28. Juli 1566 eine scharf abgefaßte Dekret.

Bisher hatte auch Egmont an der Opposition gegen die Bilderstürmereien losbrachen, die gerade in den von ihm verwalteten Provinzen den drohendsten Charakter annahmen, trennte er sich von den bisherigen Genossen, leistete der Statthalterin einen erneuten Treueid und stellte Ruhe und Ordnung her. So hatte sich der Graf um die königliche Sache wesentliche Verdienste erworben und blieb daher auch ruhig im Lande, als Philipp II. im April 1567 den Herzog von Alba mit 10 000 spanischen Soldaten als Rächer nach den Niederlanden schickte.

Der Prinz von Oranien und andere Häupter des Aufstandes suchten, Egmont aber gab dem ersten, als dieser ihn warnte, zur Antwort: „Ich verlaß mich auf die Gerechtigkeit des Königs; unmöglich kann er Männer, die die Ordnung im Lande wieder hergestellt, strafen.“ „Dieses Vertrauen“, erwiderte Alba „wird euch ins

Verderben führen.“ Und er sollte Recht behalten, denn Philipp hatte dem Grafen seine frühere Opposition nicht verziehen.

Alba war denn auch sofort entschlossen, sich der noch im Lande weilenden Häupter der Adelspartei zu bemächtigen. Es war leicht, den sorglosen Grafen Egmont ins Netz zu locken; er glaubte, Albas Vertrauen gewonnen zu haben, und nahm an den Festlichkeiten in Brüssel teil. Schon hier war es, den mißtrauischen Admiral Grafen von Smer, dessen gleichzeitige Verhaftung Alba plante, aus seiner Zurückgezogenheit nach Brüssel zu bringen, was aber auch durch Zusicherung besonderer Gnadenbeweise und durch mancherlei Intriguen schließlich gelang. Am 9. September 1567 hatte der Herzog die beiden Herren, welche gerade einem Festmahle bei seinem Sohne, dem Großprior von Toledo, bewohnten, unter dem Vorwande einer Beratung über den Plan zur Befestigung Antwerpens zu sich in seinen Palast rufen lassen. Nachdem er inzwischen Egmonts vertrauten Geheimschreiber Baserzele und den Bürgermeister von Antwerpen, Anton von Straalen, hatte in Haft setzen, auch alle Papiere und Brieffschaften des Grafen mit Beschlag belegen lassen, kündigte der Herzog den beiden bestürzten Edelleuten an, daß sie seine Gefangenen seien. Tief bewegt überreichte Egmont dem an der Spitze der Wachen eintretenden spanischen Hauptmann seinen Degen mit den Worten: „Er hat in vergangenen Zeiten dem Könige manchen Dienst geleistet.“

Nachdem auch Hoorn seinen Degen abgegeben, wurden die beiden Gegner abgeführt und zunächst im oberen Stock des Palastes als Gefangene bewacht, dann aber von Brüssel nach der Zitadelle von Gent gebracht. Der Ausnahme-gerichtshof Albas, der sogenannte „Blutrat“, vor dem man die beiden Edelleute gestellt, verurteilte, beeinflusst durch König Philipp und Alba, die Grafen Egmont und v. Hoorn als Hochverräter zum Tode. Am 4. Juni bestätigte Alba den Spruch des Gerichts, und am folgenden Tage fielen die Häupter Beider auf dem Markte zu Brüssel unter dem Schwerte des Henkers.

Spiele und Kunstfertigkeit

Kompaß.

Einen kleinen Kompaß sich selbst herzustellen, das wird euch sicher Vergnügen bereiten. Allerdings läßt sich der unserige nicht an der Uhrkette tragen, nicht einmal dann, wenn man eine Uhrkette hat. Höchstens können wir ihn wie ein Glas Wasser in die Hand nehmen und von einem Ort zum andern bringen, denn er besteht eben zum großen Teile — — — aus einem Glase Wasser. So merkwürdig das klingt, es ist dennoch so. Wir wollen unseren Kompaß aus einer magnetisierten Nähnadel herstellen, die wir auf dem Wasser des Glases schwimmen lassen. Wer einen starken Magneten zur Verfügung hat, und sei es auch nur leihweise, wer außerdem das Glas Wasser, eine feine Nähnadel und ein Stückchen Seidenpapier besitzt, der gehe ans Werk. Die Nähnadel wird mit der Spitze gegen den Magneten gestrichen; dadurch wird sie auch magnetisch. Nun legen wir ein Stück Seidenpapier von etwa 1 Zentimeter Breite und etwas länger als die Nadel behutsam auf das Wasser des Glases und lassen dann sehr vorsichtig die Nadel auf das Papier gleiten. Letzteres wird bald vom Wasser getränkt, dann wird es schwer und sinkt unter. Die Nadel bleibt schwimmend auf der Oberfläche. Wir können nun beobachten, daß ihre Spitze, wie beim richtigen Kompaß, stets nach Norden zeigt. Ist sie es nicht, so ist sie nicht stark genug magnetisiert, und wir müssen sie herausnehmen und noch einmal magnetisch machen. Uebrigens kann man, bei großer Geschicklichkeit, die Nadel auch ohne das untergelegte Papier zum Schwimmen bringen. Man läßt sie einfach auf das Wasser gleiten. Dieses Verfahren ist jedoch schwieriger und mißlingt leicht.